

Aus Not.

Stizze aus dem Englischen. Deutsch von Marie Schuly.

Er war den ganzen Morgen in London umhergelandert und hatte keine Arbeit gefunden. Es war sonderbar, daß eine Stadt, in der überall ein so reges Treiben herrschte, ihn zur Untätigkeit verdammt.

Während er verflohen eine Semmel verzehrte — er sah dabei auf einer der harten lehnlosen Bänke in der Börse —, ließ er sein Tagewerk noch einmal wieder an sich vorüberziehen. In einem Kontor nach dem anderen war ihm ein äußerst kühler Empfang zu teil geworden.

„Sie würden sich besser für ein Kontor eignen, mein guter Mann. Hören Sie auf meinen Rat und versuchen Sie Ihr Glück in der City. Ich kann einen so feinen Mann nicht brauchen.“

Er blieb endlich stehen, müde von dem unbehaglichen Hin- und Herlaufen. Wie eine Vision tauchte sein Heim mit seinen Hunger leidenden Lieben in blendender Helle vor ihm auf. Mit leeren Händen heimkehrten, hieß den Seinen das Todesurteil sprechen.

Jetzt begriff er, aus welchem Stoffe Verderber gemacht werden. Seine Ansichten von Moral gingen schon an sich zu verändern. Unter gewissen Umständen war das Stehlen kein gemeines und verächtliches Verbrechen, es wurde es aus zwingender Notwendigkeit begangen, so kam es ihm wie eine Sache vor, auf die ein Mensch stolz sein konnte, und für die er, im Falle des Entpoppers, mit der Miene eines Märtyrers eine Gefängnisstrafe erdulden würde.

„Vielleicht schadet ihm sein Aussehen. Aber wie konnte ein Mensch, der gar nichts verdient, eine feine Garbetrobe haben? Morgen wollte er einen Laden auffinden, in dem getragene Kleider verkauft wurden und sehen, ob nicht ein alter Zylinderhut gegen diesen ziemlich anständigen aber keinen Eindruck machenden Strohhut einzutauschen war.“

Morgen — aber mittlerweile — mittlerweile gab es Weib und Kind und kaum einen Pfennig für die notwendigen Lebensbedürfnisse.

Er schüttelte die Schläflichkeit ab, die angefangen hatte, ihn zu lähmen — vielleicht war die Semmel ein zu reichliches Mahl gewesen — und stand schwerfällig auf. Er begriff jetzt, weshalb enttäuschte und entmutigte Menschen gewöhnlich schlurfenden Schrittes, mit gebeugtem Rücken und scheuen Blicken einhergehen: es geschah weil ihre Niederlage gleich einem späten Gift durch ihre Seelen in ihre Körper eingebrungen war.

„Suf!“ rief er durch die Tür. Es erfolgte keine Antwort und er trat ein. Im Zimmer war es dunkel, nur durch das Fenster fiel ein schwacher Lichtschein. Er tastete nach Streichhölzern und zündete eines an.

Das Kind schlummerte, warm eingehüllt, auf dem Bette. Seine Frau war nicht da.

„Nun überließ es kalt. Etwas war nicht in Ordnung. Sein Blick schweifte durch das Zimmer. Ein Schauer durchdrann ihn, als er einen halben Briefbogen, auf dem etwas geschrieben stand, auf dem Tische liegen sah.“

„Eine Sekunde lang fürchtete er sich zu sehr, um sich zu regen. Endlich richtete er mit zitternden Fingern noch ein Streichholz an und entzündete ein Lichtpüppchen auf dem Kamintisch.“

„Gehie mir, Willh, aber ich war eine zu große Sorge für Dich. Wenn Du diese Zeilen liest, wirst Du nur noch für den Jungen zu sorgen haben.“

allgemeine Mangel. Der, welcher gern mit Hilfe eines allzu misstrauischen Publikums eine Gesellschaft gegründet hätte, — der Verkäufer, der eine Karte sein eigen nannte und nach einem Laden trachtete, — der Kommis blieb, — alle miteinander bejammerten den Mangel an Kapital. Menschen aber, die Kapital besaßen, ließen sich auf törichte Unternehmungen ein. Vielleicht war er so besser daran.

Im Laufe des Nachmittags wurde seine Stimmung weniger grillenhaft. Schlechte Ernährung hatte die Funktionen seines Gehirns gehemmt: er konnte nicht mehr mit derselben Leichtigkeit träumen oder sich Dinge ausmalen. Ein hungriger Ausdruck trat in seine Augen; um Nase und Mund legte sich ein scharfer Zug; das Gesicht sah eingefallen aus.

„Fast unwillkürlich verließ er die reichen Stadtviertel und suchte die ärmeren auf. Die Armen fühlen mit den Armen; dort würde er auf das wohlthuende Verhältnis stoßen, das ihm anderswo nicht gewährt wurde. Aber der erste Gernerbetreibende, an den er sich um Arbeit wandte — ein Plakat im Fenster meldete: „Gesucht ein Gehilfe“ — rief die Augen auf über die Unverschämtheit der Forderung.“

„Sie würden sich besser für ein Kontor eignen, mein guter Mann. Hören Sie auf meinen Rat und versuchen Sie Ihr Glück in der City. Ich kann einen so feinen Mann nicht brauchen.“

Er blieb endlich stehen, müde von dem unbehaglichen Hin- und Herlaufen. Wie eine Vision tauchte sein Heim mit seinen Hunger leidenden Lieben in blendender Helle vor ihm auf. Mit leeren Händen heimkehrten, hieß den Seinen das Todesurteil sprechen.

Jetzt begriff er, aus welchem Stoffe Verderber gemacht werden. Seine Ansichten von Moral gingen schon an sich zu verändern. Unter gewissen Umständen war das Stehlen kein gemeines und verächtliches Verbrechen, es wurde es aus zwingender Notwendigkeit begangen, so kam es ihm wie eine Sache vor, auf die ein Mensch stolz sein konnte, und für die er, im Falle des Entpoppers, mit der Miene eines Märtyrers eine Gefängnisstrafe erdulden würde.

„Vielleicht schadet ihm sein Aussehen. Aber wie konnte ein Mensch, der gar nichts verdient, eine feine Garbetrobe haben? Morgen wollte er einen Laden auffinden, in dem getragene Kleider verkauft wurden und sehen, ob nicht ein alter Zylinderhut gegen diesen ziemlich anständigen aber keinen Eindruck machenden Strohhut einzutauschen war.“

Morgen — aber mittlerweile — mittlerweile gab es Weib und Kind und kaum einen Pfennig für die notwendigen Lebensbedürfnisse.

Er schüttelte die Schläflichkeit ab, die angefangen hatte, ihn zu lähmen — vielleicht war die Semmel ein zu reichliches Mahl gewesen — und stand schwerfällig auf. Er begriff jetzt, weshalb enttäuschte und entmutigte Menschen gewöhnlich schlurfenden Schrittes, mit gebeugtem Rücken und scheuen Blicken einhergehen: es geschah weil ihre Niederlage gleich einem späten Gift durch ihre Seelen in ihre Körper eingebrungen war.

„Suf!“ rief er durch die Tür. Es erfolgte keine Antwort und er trat ein. Im Zimmer war es dunkel, nur durch das Fenster fiel ein schwacher Lichtschein. Er tastete nach Streichhölzern und zündete eines an.

Das Kind schlummerte, warm eingehüllt, auf dem Bette. Seine Frau war nicht da.

„Nun überließ es kalt. Etwas war nicht in Ordnung. Sein Blick schweifte durch das Zimmer. Ein Schauer durchdrann ihn, als er einen halben Briefbogen, auf dem etwas geschrieben stand, auf dem Tische liegen sah.“

„Eine Sekunde lang fürchtete er sich zu sehr, um sich zu regen. Endlich richtete er mit zitternden Fingern noch ein Streichholz an und entzündete ein Lichtpüppchen auf dem Kamintisch.“

„Gehie mir, Willh, aber ich war eine zu große Sorge für Dich. Wenn Du diese Zeilen liest, wirst Du nur noch für den Jungen zu sorgen haben.“

ben. Ich werde nicht mehr auf dieser Welt sein. Ich wollte Dir heute helfen und ging nach Covent Garden und gab all mein Geld für Blumen aus, die ich verkaufen wollte. Mit dem ersten erworbenen Penny ging ich in einen Laden, um ein Spielzeug für den Kleinen zu kaufen. Es war vielleicht unecht, aber ich hatte es ihm versprochen. Und während ich fort war, hat jemand meine Beiden vom Fenstersturz gestohlen. Ich kann nicht mehr — ohne mich wirst Du Dich leichter durchs Leben schlagen, und deshalb gehe ich von Dir.“

Der Mann sank neben dem Tische auf die Knie, barg das Gesicht in den Händen und stöhnte schmerzlich.

Plötzlich erhob er sich und langte nach seinem Hute. Er wollte ihr nach und sie retten. Er wollte wieder gut machen.

Von unten tönte der abgemessene Schritt von zwei Schutzleuten herauf, die eine schwere Last trugen.

Der Nachfolger.

Eine Geschichte aus dem Leben; von Betty Wittweger.

Mit fest ineinandergeschlungenen Händen wanderte die schlanke schwarz gekleidete Frau ruhelos hin und her. Der weiche Teppich verschlingt den Schall ihrer Schritte. Es ist totenstill im Zimmer.

Der Frau Anita vor einem Jahr gesehen hat und seitdem nicht wieder, der würde bei ihrem Anblick erschrecken. Das schöne Blondhaar ist ergraut und die Gestalt ist gebeugt wie unter einer Last.

Der Tod des Gatten, des geschätzten Hofkapellmeisters und Lehrers am Konservatorium, hat diese Veränderung hervorgerufen. Es war eine Ehe gewesen, wie man sie selten findet, ein gegenseitiges Verstehen und Miteinanderleben. Anita war ganz in ihrem Gatten aufgegangen und hatte sich in seinem Ruhm geföhnt. Sie hatte keine Kinder und so lebte sie nur dem geliebten Mann. Und als er ihr genommen wurde, wußte sie nicht, wo aus noch ein und das Dasein schien ihr werlos.

Viele Ehren wurden dem Toten zu teil, die dem Künstler und dem Menschen galten. Man veranstaltete Trauerfeiern und man gab Konzerte, die ausschließlich seinem Gedenten gewidmet waren. Das Fürstenpaar erschien persönlich bei ihr, um ihr seine Teilnahme auszusprechen. Wochenlang wurde es nicht leer von Besuchern bei Frau Anita, die ihr versicherten, daß ihr Gatte unerföhlich für alle Musikfreunde sei. Dann wurde es stiller und stiller.

Ein halbes Jahr war vergangen, seit der geliebte Mann sie verlassen hatte, und ohne Erbarmen schritt die Zeit über ihren Jammer hin und das Leben ging weiter. Frau Anita hatte sich um nichts gekümmert, hatte ganz ihrer Trauer gelebt, aber erst seit einigen Wochen mischte sich in diese Trauer eine Bitterkeit, die ihr vorher fremd gewesen war. Die empfand sie erst, als ihrem Gatten ein Nachfolger ernannt wurde, und dieses Gefühl steigerte sich von Tag zu Tag. Die Blätter brachten lange Artikel über den kommenden Mann, der, eine bereits anerkannte Größe, freudig begrüßt wurde und von dessen Wirksamkeit man sich sowohl für die Oper, wie für die Symphonie-Konzerte und das Konservatorium viel versprach. Ab und zu wurde ein Lob für den Toten eingeflochten, aber bisweilen doch auch angedeutet, daß die Ernennung gerade dieses Nachfolgers doch wohl einen Aufschwung für das Musikleben der Residenz bedeute. Das Gefühl, das sie für diesen Nachfolger empfand, grenzte an Haß.

Am 1. April hatte der neue Kapellmeister sein Amt angetreten und heute sollte das erste Symphonie-Konzert unter seiner Leitung stattfinden. Auch die Ankündigungen für dieses Konzert hatte sie mit brennenden Augen gelesen, und es war ihr gewesen, als verliere sie nun erst den Gatten ganz. Wohl versuchte sie, den Haß zu bekämpfen; ihr Verstand sagte ihr, daß ihr jener fremde Mann nichts zuleid getan, daß immer der Lebende recht habe. Aber es half nichts.

Unter ihrem Fenster lief in Zwischenträumen von zehn Minuten die Elektrische vorüber. Die Linie führte dem Theaterplatz zu. Tarameter rollen und Autos sauchten. Natürlich, alles wollte den großen Mann bewundern, der „seinen“ Platz einnahm, den Platz ihres geliebten Toten! Und man würde ihm zujubeln, Kränze würden ihm überreicht werden, und Niemand, Niemand würde dessen gedenken, der viele Jahre lang mit begeisterter Hingabe an derselben Stelle gewirkt hatte.

Nach und nach wird es stiller auf den Straßen. Das Mädchen kommt und fragt, ob es den Tee bringen soll. Frau Anita nickt und versucht dann, etwas zu genießen. Aber vergebens — die Reife ist ihr wie zugeschnitten.

Ganz erschöpft sinkt die Einfame endlich in einen Sessel am Fenster, und eine Art Betäubung nimmt sie gefangen. Zu gewaltig ist die Erregung der letzten Stunden gewesen. Das Halten eines Wagens vor dem Hause, das sie allein bewohnt, reizt sie aus diesem Halbtschlaf.

Das Mädchen klopf und reicht ihr eintretend eine Karte mit den Worten: „Der Herr läßt fragen, ob ihn die gnädige Frau so spät noch für ein Augenblick empfangen möchte.“

Anita liest, und eine Blutwelle strömt ihr zum Herzen. Er — der Nachfolger ihres Gatten! Jetzt in dieser Stunde? Was will er, was sucht er bei ihr? Unbegreiflich. Aber abweisen? Nein, das geht nicht. Es mochte Wichtiges sein, was er ihr mitzuteilen hatte.

„Ich lasse bitten.“ Ganz leise spricht sie, und ihre eigene Stimme klingt ihr fremd. Wie seltsam das alles ist!

Und dann steht er vor ihr; nicht herrisch und selbstbewußt, nein, mild und gütig blickt er sie an. Einen Vorbertranz hält seine Hand. „Es ist eine ungewöhnliche Stunde, gnädige Frau, aber ich konnte nicht anders. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen audringlich erseine. Man hat mich heute über mein Verdienst geehrt, und ich möchte Sie bitten, diesen Vorber, den man mir spendete, als ein Zeichen meiner Dankbarkeit Ihrem Toten bringen zu dürfen.“

„Das ist — ich weiß nicht — Herr Kapellmeister — ich verstehe nicht —“

„O, das ist doch nicht schwer zu verstehen, gnädige Frau! Ohne Ihren Gatten hätte ich nicht eine so vorzüglich geschulte Kapelle zur Verfügung. Es ist für mich leicht, auf dem Fundament, das er gelegt, weiter zu bauen. Und keinesfalls darf ich mir den heutigen Erfolg zurechnen. Deshalb gebührt der Kranz meinem Vorgänger.“

„Das ist — ich weiß nicht — Herr Kapellmeister — ich verstehe nicht —“

„O, das ist doch nicht schwer zu verstehen, gnädige Frau! Ohne Ihren Gatten hätte ich nicht eine so vorzüglich geschulte Kapelle zur Verfügung. Es ist für mich leicht, auf dem Fundament, das er gelegt, weiter zu bauen. Und keinesfalls darf ich mir den heutigen Erfolg zurechnen. Deshalb gebührt der Kranz meinem Vorgänger.“

Noch während er spricht, löst sich alle Bitterkeit, aller Haß in Frau Anita's Herzen. Sie holt tief Atem und reicht dem Nachfolger ihres Gatten die Hand. „Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen. Sie wissen nicht, was Sie mir geben mit diesem Kranz! Er soll das Bild meines geliebten Mannes schmücken und mir ein Zeichen sein, daß er unvergessen ist.“

„Das war's, was ich Ihnen damit sagen wollte, gnädige Frau. Nicht wahr, Sie gestatten mir, meinen Besuch zu passieren?“

„Das war's, was ich Ihnen damit sagen wollte, gnädige Frau. Nicht wahr, Sie gestatten mir, meinen Besuch zu passieren?“

„Das war's, was ich Ihnen damit sagen wollte, gnädige Frau. Nicht wahr, Sie gestatten mir, meinen Besuch zu passieren?“

„Das war's, was ich Ihnen damit sagen wollte, gnädige Frau. Nicht wahr, Sie gestatten mir, meinen Besuch zu passieren?“

„Das war's, was ich Ihnen damit sagen wollte, gnädige Frau. Nicht wahr, Sie gestatten mir, meinen Besuch zu passieren?“

„Das war's, was ich Ihnen damit sagen wollte, gnädige Frau. Nicht wahr, Sie gestatten mir, meinen Besuch zu passieren?“

Ausführliche berühmter Männer über die Frauen.

Milton, der blinde Dichter des „Paradieses“, war zum dritten Male verheiratet und in dieser Ehe nicht besonders glücklich. Eines Tages machte ihm Lord Buckingham das Kompliment, daß seine (Miltons) Frau eine Rose wäre. „An ihrer Farbe“, entgegnete der Dichter, „kann ich es nicht erkennen, denn ich bin blind, aber an ihren Dornen fühle ich es, daß Sie recht haben.“

Ein andermal wurde der Dichter gefragt, ob er nicht seine Tochter in einigen fremden Sprachen unterrichten lassen wollte. — „Nein“, sagte er, „eine Sprache ist für ein Frauenzimmer genug.“

Auf die Frage, warum der Thronerbe Englands mit 14 Jahren getönt werde und erst im 18. Weiraten dürfe, antwortete Milton: „Weil es schwerer ist, eine Frau als ein ganzes Königreich zu regieren.“

„Kritipp“, der griechische Philosoph, wurde einmal von einem seiner Freunde gefragt, zu welcher Art von Frauen er ihm riete. Er antwortete darauf: „Ich kann Dir zu keiner raten, denn wenn sie schön ist, wirst Du von ihr hintergangen; ist sie häßlich, wird sie Dir mißfallen. Ist sie arm, wirst Du ruinieren; ist sie reich, wirst Du ihr Sklave. Ist sie geistreich, wirst Du verachtet; ist sie unwissend, wirst Du Dich langweilen, und ist sie böse, hast Du die Hölle.“

Dieses Urteil des griechischen Philosophen darf die Frauen nicht zu sehr betreiben. Die Denker Griechenlands haben so schiefe Ansichten über die Natur der Frauen gehabt, daß unter ihnen allen Ernstes die Frage aufstehen konnte, ob die Frauen auch eine Seele haben. — Moritz Jofai, der ungarische Romandichter, tat einst den Ausspruch: „Es giebt zwei Arten Frauen: solche, die ein Herz haben, die lieben Einen, und solche, die kein Herz haben, die lieben Hundert.“

— Von Jean Paul kommen die schönen Worte: „Die Frau ist gewöhnlich der letzte Freund, der dem Manne im Unklug bleibt.“ — Napoleon I., der weibliche Talente sehr schätzte (wenn sie ihre Begabung nicht gegen ihn richteten, wie Frau von Stael), sagte: „Es giebt Frauen, die nur einen Fehler haben, daß sie nicht Männer sind.“

Etwas viel! In A. kommt ein junges Mädel zum Meßger. In der Hitze des Begehrens fragt der Meßger: „Na Liebchen, was haben Sie denn auf dem Herzen?“

„Ein halb Pund Nierensteine!“ war die prompte Antwort.

Letztes Argument. Gattin (als der Gatte die Reife in das Seebad verweigert): „Schäm Dich, nicht einmal das bischen Wasser gönnt Du einem!“

Frauennecke

Die Heimat.

Wenn ich den Wand'rer frage: „Wo kommst du her?“ „Von Hause, von Hause,“ spricht er, und seufzet schwer.

Wenn ich den Landmann frage: „Wo gehst du hin?“ „Nach Hause, nach Hause,“ spricht er mit leichtem Sinn.

Wenn ich den Freund nun frage: „Wo blüht dein Glück?“ „Zu Hause, zu Hause,“ spricht er mit frohem Blick.

So hat man mich gefragt: „Was quält dich sehr?“ „Ich kann nicht nach Hause, hab keine Heimat mehr.“

Verhöhnung des Heims.

„Was machst Du denn da?“ rief ich, als ich Betty auf einer Leiter stehend sah, eifrig damit beschäftigt, ein Brett über ihre Zimmertür zu nageln.

„Siehst Du nicht, daß ich ein Wandbrett anmaße?“ lachte sie. „Phyllis Grey hat eines über der Tür ihres Schlafzimmers und das sieht entzückend aus, aber ich fürchte, meines wird nicht so hübsch, denn es ist nicht sehr gut und ich verstehe nicht so geschickt zu hämmern. Au!“ Sie schrie auf, denn das Unvermeidliche war geschehen — sie hatte mit dem Hammer statt auf den Nagel auf ihren eignen Finger geschlagen.

Als der verletzte Finger glücklich verbunden war, wendeten wir unser Interesse wieder dem Wandbrett zu. Es war richtig befestigt, aber unladirt und rauh, und die Wand trug Spuren von den Hammerschlägen. Betty sah mißbilligend auf ihr eigenes Werk, während sie den verletzten Daumen streichelte.

„Was soll ich nur machen?“ fragte sie. „Ich wollte das Zimmer so gern recht schön haben, wenn Mirbel auf Besuch zu mir kommt, und nun habe ich nur die Wand beschädigt.“

„Laf den Mut nicht sinken!“ tröstete ich sie. „Wir wollen uns lieber überlegen, was sich tun läßt. Hast Du noch etwas Cretonne von den Vorhängen und Rissen in Deinem Zimmer übrig?“

„Nur einen schmalen Streifen. Rügt Dir das etwas?“ und sie brachte ein Stück Stoff von etwa 6 Zoll Breite und doppelt so lang wie das Brett herbei.

„Wir wollen einmal versuchen,“ erwiderte ich, „nahm Hammer und Nägel und Nagel auf die Leiter; um den Rand des Brettes nagelte ich nun eine gleichmäßig gefälste Kiste, und Betty trat zurück, um den Eindruck zu beobachten.“

„Aber das ist ja reizend!“ rief sie aus, „viel hübscher als das Brett bei Greß. Diesen Wandbretter können wir daraufrücken, einen Nagel in das Brett schlagen, damit es nicht herunterfällt und noch ein paar Ornamente anbringen, dann sind wir fertig. Das Brett sieht so hübsch aus, daß ich am liebsten in allen Zimmern welche anbringen möchte.“

„Das würde ich doch lieber bleiben lassen. Denke doch, wie langweilig das wäre!“ erwiderte ich, als wir uns in das Wohnzimmer begaben.

„Diese abscheuliche Ede!“ sagte Betty, als wir in der behaglichen Stube saßen, „ich weiß niemand, was man damit anfangen soll.“

„Warum versuchst Du es nicht auch hier mit einem Wandbrett?“ fragte ich. „Ja, ein langes, niedriges würde sich recht gut ausnehmen,“ überlegte Betty, „oder lieber zwei Wandbretter, das untere für Bücher und Zeitschriften und das obere für Ornamente. Was meinst Du dazu? Denkst Du, daß man damit den Raum ausfüllen könnte?“

„Wenn es richtig gemacht wird, gewiß, aber es muß sehr ordentlich gezmerrt werden, und da Du keinen geschickten Bruder hast, würde ich es mir an Deiner Stelle vom Tischler anfertigen lassen: lastren können wir das Brett ja selbst, aber das Sägen und Hämmern wollen wir lieber nicht unternehmen.“

Während des Plauderns hatte Betty schnell eine Skizze entworfen. „Das gebe ich dem Tischler,“ sagte sie, „und wenn er etwas daran ändern will, dann kann ich das ja immer noch tun.“ Nach diesem Entschluß verließ ich sie.

Erst nach einigen Wochen kam ich wieder dazu, meine Freundin zu besuchen, und das Erste, was ich bei meinem Eintritt in das Wohnzimmer bemerkte, war der neue Wandbrettschmuck, der so schön geworden war, daß ich ihn kaum als unsere eigene Erfindung wiedererkannte. Ungefähr einen Fuß von jeder Ede entfernt stand ein schlanke Bein, und das Ganze gleich mehr einem in die Ede hinein passenden graziösen Tisch als einer einfachen Bretterreihe. Auf dem oberen Brett standen Blumen und Ornamente und auf dem unteren Bücher und Zeitschriften, wie Betty es geplant hatte, und das Ganze gab dem

Zimmer einen traulichen und wohnlichen Ausdruck.

„Komm in das Wohnzimmer,“ sagte Betty als Antwort auf meine anerkennenden Worte, „dort haben wir auch ein Wandbrett angebracht.“ Diese Anordnung war ganz verschieden von den üblichen Wandbrettern, denn statt durch unansehnliche Eisenstüben wurde es durch schön geschnitzte Holzstüben gehalten. Die Ladirung von Brett und Stüben paßte zum Holzwerk des Zimmers und es ließ Raum für ein großes Glas und ein mit Cretonne überzogenes Tablett.

„In der Küche haben wir ebenfalls Bretter angebracht,“ sagte Betty's eben ins Zimmer kommende Mutter. „Das war meine Idee,“ und voller Stolz wies sie auf zwei hübsche Bretter mit Gemüzbüchsen. Auch diese Bretter hatten Holzstüben in der altmodischen Art, nämlich so, daß unter dem Brett ein Holzstreifen an der Wand befestigt war und zwei dreieckige Stücke als Stützen dienten.

„Siehst Du,“ sagte Betty's Mutter, „ich habe mir vom Tischler diese Stüben aufzeichnen lassen; also wenn Du willst, kannst Du sie nachmachen. Ein anderes Brett habe ich mir über dem Ofen anbringen lassen und das erspart mir so manchen Weg. Auf diesem Brett stehen die Gemüzbüchsen, die ich während des Kochens brauche, die Topfbedel und an der Seite das Gefäß für die Kochöffel. Wie Du siehst, führt eine schmale Sänur fast über die ganze Länge des Brettes, welche die Topfbedel hält und noch Raum für die Gemüzbüchsen läßt.“

„Wie merkwürdig,“ sagte Betty, als wir von unrer Inspektionsreise ausruhten, „noch vor einer Woche besah das Haus kein einziges Wandbrett, höchstens außer dem in Katsbeen's Zimmer, auf dem ihre Schulbücher und Papiere stehen. Es ist ein sehr praktisches Ding mit Vorhängen davon, um die Bücher vor Staub zu schützen. Auch Mutter hat in ihrem Zimmer eines für ihre Lieblingsbücher, neben dem Fenster, an einem Plafond, der sonst unbenutzt bleiben würde.“

Aus unserm Sanarbeitskorb.

Ein tierisches Toilettenkissen ist sehr praktisch, da es nie im Wege ist und doch stets am richtigen Plage und leicht zu finden. Das unserer Vorlage ent-



Ein tierisches Kabeikissen

Sprechende Rissen war von grauer Farbe, die Stiderei in rosa und grün ausgeführt und das zum Abschluß dienende eingetragene Band, sowie die zum Aufhängen bestimmte graziös geschnungene Schleife von dazu passenden, grünem Seidenband.

Die hübsche Spitze empfiehlt sich durch das den geklöppelten Spitzen ähnliche Muster. Man arbeitet sie der Quere nach in fünf und zurückgebenden Touren auf einem Anschlag von 80



Spitze in Häfelarbeit

Luftmaschen. Da unsere deutliche Vorlage die Stidche alle genau erkennen läßt, dürfte eine weitere Beschreibung unnötig sein. Von feinem Garn gehäkelt ist die Spitze zur Verzierung von Sommerkleidern und Blusen, oder zum Befestigen von Unterwäsche von schönster Wirkung.

Zimmer zerstreut.

Professor (der mit seiner jungen Frau zum ersten Male zu Hause speist): „Kellner, das Beschwerdebuch!“

Die Bräut des Lebens.

Er: „Sag, Geliebte, willst Du mein Los mit mir teilen?“ Sie: „Mit wie viel ist's denn herausgelommen?“

Erraten.

„Weißt Du, Bertha, meine Verlobung mit dem Baron ist mir jetzt eigentlich ein Rätsel!“ „Aha, da denkst Du wohl fleißig über die Auflösung nach?“